

Bauten des 16. Jahrhunderts

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **145 (1967)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

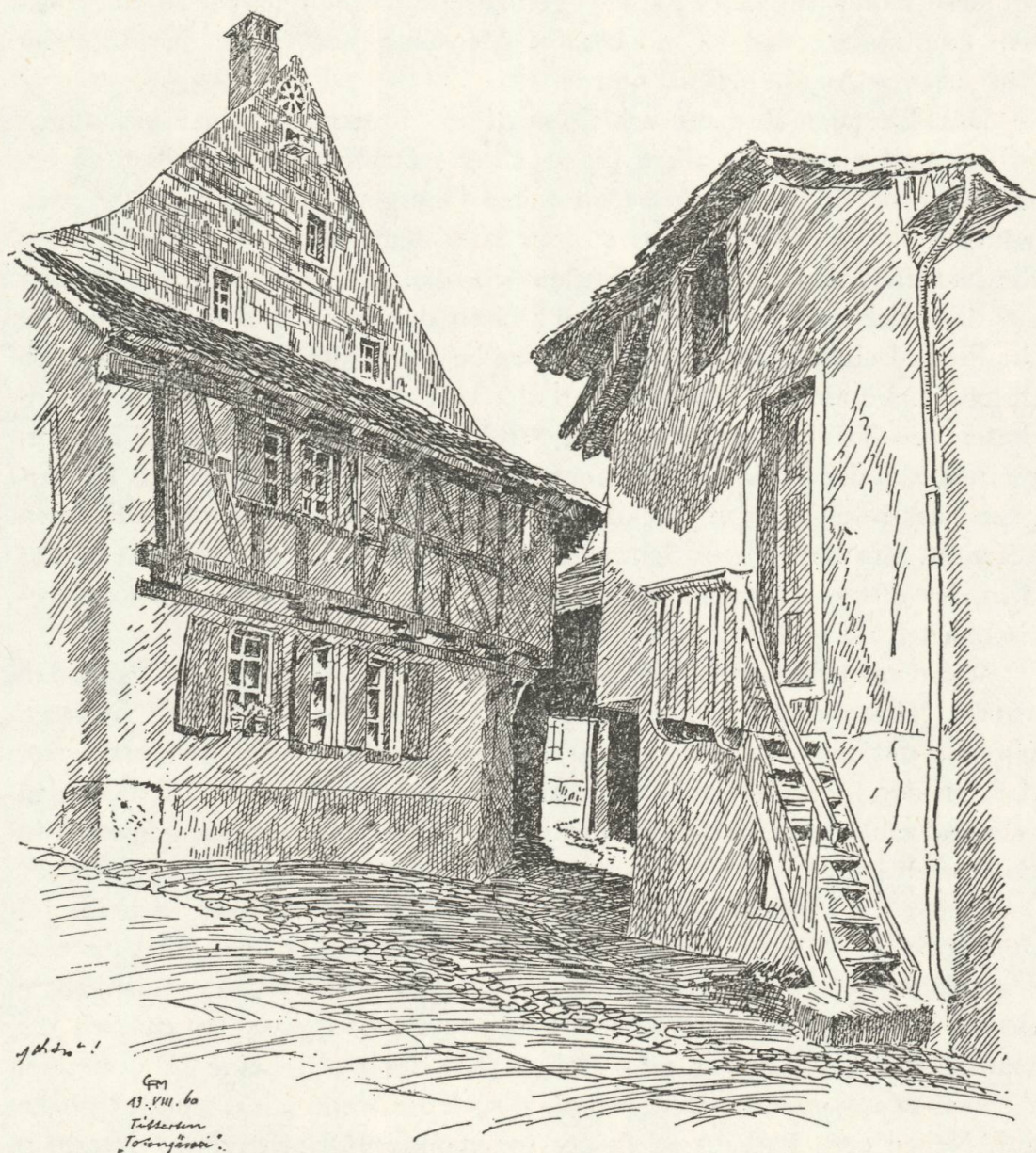
III. Bauten des 16. Jahrhunderts

In Liestal und im hinteren Frenketal

Der Humanismus und die Befreiung des religiösen und künstlerisch veranlagten Menschen von mancherlei engen Schranken lösten eine Welle von Baufreudigkeit und schöpferischem Wirken aus, wie wir es uns heute kaum mehr vorstellen können. Wie viele der öffentlichen Bauten bekamen es in den Reichsstädten, so auch in Basel, zu spüren, daß nun die Kirchen nicht mehr mit Altären ausgeschmückt wurden, sondern alles dem bürgerlichen Aufwand zugute kam. Noch vor der Reformation war am Basler Kornmarkt mit dem Bau eines neuen Rathauses begonnen worden. Die Innen-Einrichtung wurde im ganzen Verlauf des 16. Jahrhunderts aufs beste ergänzt und vermehrt, sowohl durch Malereien an den Wänden, wie durch farbige Glasscheiben in den Fenstern, durch prachtvolle Möbelstücke und anderes mehr. Auch Korn-, Salz- und andere Kauf- und Lagerhäuser der städtischen Vorsorge und Verwaltung sowie das Zeughaus bekamen im 16. Jahrhundert bedeutsame und stattliche Bauten, die bis ins 19. Jahrhundert hinein der bürgerlichen Stadt ihr Gesicht gaben.

Was in der Hauptstadt des kleinen Staates am Rheinknie im öffentlichen Bauwesen vor sich ging, das wiederholte sich auch in der zweiten Stadt des Ländchens, nämlich in *Liestal*. Hier wurde im Jahre 1568 ein neues Rathaus erbaut. Es steht in der Reihe der Bürgerhäuser, bescheiden im Format wie die anderen, viergeschossig, wie sie schlank in die Höhe strebend. Nur durch die höheren Räume bedingt, zieht sich das abschließende Dachgesims zwischen den beiden Brandmauern in einer überragenden Höhe durch. Staffelgiebel fassen das steil ansteigende Dach ein. Verglichen mit der Fassade des Basler Rathauses erscheint jene des ursprünglichen Ratssitzes der Stadt Liestal schlanker und höher. Doch das Erdgeschoß, in dem sich in Basel wie in Liestal drei Bogen öffnen, ist in der Rheinstadt beträchtlich höher, da hier die Spitzbogen sich weiter öffnen als die bescheidenen Rundbogen in Liestal. Das erste Obergeschoß besitzt in Liestal zwei aneinandergereihte Fenstergruppen von je zwei erhöhten Mittelteilen, während in Basel sechs dreiteilige Fenstergruppen die Fassade ins Breite ziehen, an beiden Orten stehen die Fenster auf einem durchgehenden Gesims. Was nun das Liestaler Rathaus vor dem Basler auszeichnet, ist das zweite Obergeschoß, das die Aufteilung des ersten Stockes wiederholt. Im dritten Geschoß des Liestaler Baues erscheinen dann wie in Basel die einzelstehenden «Kreuzstöcke», doch nur drei, der schmälere Fassade gemäß, während in Basel vier vorkommen, zwischen deren beiden mittleren sich die prachtvoll

ausgeschmückte Uhr mit dem «Wäppner», d.h. dem Bannerträger als hochgehobener Mittelpunkt der ganzen Fassade präsentiert. Bescheiden schließt die Liestaler Fassade nach oben mit einem weit vorspringenden Gesims, im Gegensatz zu dem wundervollen auf reichen Konsolen ruhenden Zinnenkranz in Basel. Statt des goldenen Basler Dachreiters begnügte sich Liestal mit einem türmchenartigen Dachfenster, wenig über dem Dachgesims aus der Schräge herausschauend. Daß auch in Liestal die Fassade mit Malereien versehen wurde, ist für jene Zeit selbstverständlich.



Totengäßlein in Titterten

Sie stammen aus dem Jahre 1590 und stellen die Geschichte des Königs Zaleukos aus Lokris in Griechenland dar. Dieser hatte auf den Ehebruch die Strafe der Blendung gesetzt. Als nun unerwarteterweise sein Sohn auf solcher Tat ertappt wurde, sollte er solche Strafe erleiden. Den Verdiensten des Vaters zuliebe wollten die Bürger von Lokri dem Sohne die Strafe erlassen. Aus Rechtssinn wollte der König erst nicht darauf eingehen; schließlich aber ließ er sich dazu herbei, daß dem Sohn nur ein Auge, ihm selber aber das andere ausgestochen wurde. Diese Sage eines gerechten Herrschers hatte Hans Holbein bereits im Jahre 1521 an eine Wand des hinteren Hofes im Basler Rathaus gemalt. Sie wurde offenbar so eindrucklich empfunden, daß sie noch zwei Menschenalter später den Liestaler Bürgern vor Augen geführt wurde.

Das Liestaler Rathaus erhielt auch im Innern manchen prächtigen Schmuck. So sind vor allem die leuchtend farbigen Glasscheiben zu erwähnen, welche die Ratsstube im ersten Obergeschoß zieren. Sie wurden von Bürgern der kleinen, aber stolzen Stadt dem Gemeinwesen geschenkt; die Namen und Wappen zeigen deutlich, daß auch hochgestellte Männer aus Basel sich mit Liestal verbunden fühlten, daß im 16. und 17. Jahrhundert die Freundschaft zwischen den Familien beider Städte blühte und sich auch durch Ehebünde fest erwies. Ein Büffet von 1607 barg während Jahrhunderten die Trinkschale, die Heini Strübin, der spätere Liestaler Bürgermeister, aus der Schlacht bei Nancy heimbrachte und die in ihrem Bechergrund das Bildnis des unglücklichen Burgunder Herzogs Karl des Kühnen aufweist. Ein besonderes Schmuckstück, auf das Liestal stolz ist und aus dem des öftern illustren Gästen ein Tropfen aus den Rebbergen am benachbarten Hang kredenzt wird.

Wenn man die Größe des Rathauses in Liestal – das allerdings in den 1930er Jahren eine Erweiterung gaßaufwärts erfuhr – in ihrem früheren Umfang mit dem der großen Stadt Basel vergleicht, so muß man erkennen, daß, an der Einwohnerzahl von damals gemessen, die 1500 Liestaler den zehnmal zahlreicheren Stadtbaslern gegenüber sich mehr als angemessen in Baukosten stürzten.

In der im Umfang bescheidenen Kleinstadt Liestal zeigte sich im 16. und noch bis in das nächste Jahrhundert hinein außer beim Rathaus eine rege Bautätigkeit der Bürger und Einsaßen. An der breiten, in gemächlichem Bogen ansteigenden Markt- und heutigen Rathausgasse reihen sich die Häuser der Handwerker und kleinen Krämer noch heute in gotischen Ausmaßen auf, aber nur wenige weisen auch die Merkmale dieser Stilepoche auf. Neben dem Rathaus sticht der sogenannte «Olsbergerhof» unterhalb des Sitzes der bürgerlichen Behörden aus den übrigen Bauten heraus, ein

stattlicher, viergeschossiger Bau mit vielfach gekuppelten gotischen Reihenfenstern; auf dem Sturz des einen lesen wir die Jahreszahl 1571, was beweist, daß die Basler Landschaft sich in jenen Jahren guter Bauhandwerker erfreute. Der Durchgang neben diesem Olsbergerhof, durch einen jüngeren Anbau an den Hauptteil überdeckt, mündet als «Nonnengäßlein» in die Mühlegasse. Auch dieser Name erinnert wie der des Gebäudes an das Kloster Olsberg im Fricktal, das offenbar in Liestal größeren Grundbesitz erworben oder geschenkt bekommen hatte, vielleicht von den Herren von Eptingen, die im Mittelalter auf dem Freihof in Liestal saßen und ihre unverheirateten Töchter in Olsberg versorgten.

Ein Blick durch das Nonnengäßlein abwärts trifft eine Reihe gotischer Fenster, welche der alten Stadtmühle angehören. Und wenn wir uns in deren Nähe umsehen, so entdecken wir noch manches weitere Haus, das in der gleichen spätgotischen Bauzeit errichtet worden ist. An der Mühlegasse und oben am Fischmarkt reihen sich solche Bürgerhäuser in oft recht schmaler Front den andern ein. Das gleiche zeigt sich auch in den anderen Seitengassen Liestals, so in der Kanonengasse und am Zeughausplatz, in der kurzen Rosengasse und im Bering um die Kirche. Das Zeughaus selber, das breitpurig und sicher im Stadtbild steht, weist in allen Geschossen Öffnungen auf, die in die Epoche gehören, da bei uns noch die spätest gotische Bauweise heimisch war, während sie in katholischen Gegenden bereits vom Barock überspielt wurde.

Ein Schmuckstück von Liestal, das nicht mehr vorhanden ist, das auch bis vor kurzem unbekannt war, bewies, daß die Bürger in der Renaissancezeit und beim beginnenden Barock ihre Häuser im Innern mit Malereien versahen. Es war der Saalbau des Gasthauses zum Schlüssel, der zwischen Rathaus- und Kanonengasse in einem Hofe stand, mit prächtigen gotischen Fenstern und einem malerischen Dachaufbau aus Riegelwerk versehen war und im Innern eine wunderhübsch gemalte Balkendecke besaß, die erst beim Abbruch im Jahre 1962 zum Vorschein kam. Sie muß von einem Vertreter der in Basel und seiner Umgebung vielfach bezeugten Malerfamilie Wannewetsch geschaffen worden sein und zwar in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Farben an den Balken und den Brettern waren noch so frisch und lebendig, als die Zerstörung geschah, daß es jedem Kunstfreund wehtun mußte, die Malerei so zerschlagen und zersplittert vor sich zu sehen. Nur noch Reste konnten gerettet werden.

Im 16. Jahrhundert hat sich Liestal zögernd über die Stadtmauern hinaus erweitert. Der Orisbach spendete vor seiner Mündung in die Ergolz noch gute Wasserkraft, was die Entstehung eines kleinen Gewerbeviertels am Fuß des Stadthügels förderte. Ein besonders hervorstechendes Gebäude war

die Mühle am «Gestadeck». Sie steht mit ihren wuchtigen Treppengiebeln noch heute; doch machen sich neben ihr leider die jungen Zeugen einer rücksichtsloseren Gesinnung breit. Nicht anders ergeht es der «Feldmühle» unterhalb des Städtchens Liestal, deren Staffelgiebel und Treppenturm ganz in neuere Fabrikgebäude hinein verschachtelt sind und vor der Riesenwand des alles zudeckenden Kantonsspitals sich verkriechen müssen.

Und wie in und um Liestal, so brachte die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in allen Ortschaften des baslerischen Gebietes ein frohes Bauen von stattlichen Landsitzen und Hofstätten in den Dorfgassen. Gehen wir einmal von Liestal ins obere Ergolzthal und in die fächerförmig nach Liestal zustrebenden Seitenäste hinein, so stoßen wir vielfach auf solche Bauzeugen der spätesten Zeit gotischen Stiles, der sich für seine Schmuckformen mit der «Renaissance» verband.

Da ist einmal im stillen Oristal die *Orismühle* am Schattenhang unterhalb von *Seltisberg* zu nennen, die einst ein stattliches Anwesen war, von dem bis heute ein runder Treppenturm übriggeblieben ist. In *Bubendorf* sticht in der Dorfmitte, unterhalb des an die Kirchhalde angelehnten Pfarrhauses, der alte «Dinghof» des Basler Domkapitels aus allen übrigen Gebäuden weit heraus. Seine beiden hohen Staffelgiebel fassen einen wunderbar geformten Kubus ein, dessen Geschosse auf der östlichen Schauseite durch besonders reiche gotische Reihenfenster auf Gurtgesimsen gegliedert werden. Am Haus findet sich leider kein Datum. Bubendorf muß damals wie später zu den reichsten Dörfern des baslerischen Herrschaftsbereichs gezählt haben. Denn außer dem genannten «Dinghof» finden sich bis heute zahlreiche Bauten aus der gleichen Zeit. Da ist einmal das Pfarrhaus, in dessen vielfältig gestaffelten Bauteilen manche gotische Spuren anzutreffen sind. Gegenüber, jenseits des Baches, in einer Windung der Dorfstraße, lag bis vor wenigen Jahren die alte Sägemühle, die mit einer prächtig umrahmten gotischen Tür deutlich auf ihre Ursprungszeit um 1550 hinwies. Weiter steht etwas nördlich vom Dinghof, an einer Enge der Straße und daher von den hastigen Menschen der Jetztzeit als Hindernis für ihren Schnelligkeitsdrang oft angefochten, das Haus Nr. 42, das in seiner nach Osten gewendeten Traufseite eine wohlausgewogene Gliederung durch spätgotische Fenster aufweist. In den beiden Hauptgeschossen zeigen die dreiteiligen Öffnungen einen überhöhten Mittelteil, wie er in Basel und seiner Nachbarschaft üblich ist. Ein Fenster im Erdgeschoß beweist mit zierlichen Voluten in der Hohlkehle, daß das Haus in der Zeit entstand, da sich Gotik und Renaissance in der Kunst die Hand reichten. Auch die rundbogige Tür in der rechten Achse dieser Hausfront weist auf die sichere Verteilung aller Bauteile in einer Hauswand hin. Die südliche Giebelseite des Hauses

wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts mit Fenstern barocken Formats versehen.

Daß auch im obersten Ortsteil von Bubendorf spätgotische Mauern an ältere Bauten erinnern, beweist das von Staffelgiebeln eingefasste Haus in der westlichen Reihe beim Plätzchen, das bis vor kurzem auf der Südseite durch ein quergestelltes Haus abgeschlossen war.

Auch in *Ziefen*, dem nächsten Dorf im Tal der hinteren Frenke, weisen einige Bauten eine lebhaftere Bautätigkeit im späten 16. Jahrhundert nach. Da ist einmal das Gasthaus «zur Tanne» zu nennen, das allerdings nicht mehr steht, weil ihm ein Landratsbeschluß vom Frühjahr 1954 der Verbreiterung der Dorfstraße zuliebe das Todesurteil gesprochen hat. Die Fassade gegen diese Straße wies in den beiden Hauptgeschossen sowohl einfache wie dreiteilige gotische Fenster auf. Das andere Haus in Ziefen, das nicht nur dreiteilige, sondern sogar ein vierteiliges Fenster besitzt, steht in der Kirchgasse. Ein einfaches gotisches Fenster, neben dem reichgegliederten, nennt das Datum 1734, vielleicht als Baujahr. Wenn dies stimmt, dann hat sich die Bauweise des mittleren 16. Jahrhunderts in diesem Baselbieter Tal noch zweihundert Jahre lang gehalten.

In *Reigoldswil*, das den Talabschluß der hintern Frenke vor der «Wasserfalle» und ihrem Paß einnimmt, fällt jedem durstigen Wanderer in erster Linie der Gasthof «zur Sonne» auf, der nach der Seite der in den Talhintergrund aufsteigenden Straße schöne gotische Fenster besitzt. Auch ein Bauernhaus am Nordende des Dorfes, dort, wo der Weg nach Titterten und zur Burgruine Reifenstein ansteigt, erinnert mit seinem Reihenfenster im Erdgeschoß an die reiche Zeit, die wohl erstmals in allen Dörfern zu Steinbauten führte.

Im Tal der vorderen Frenke

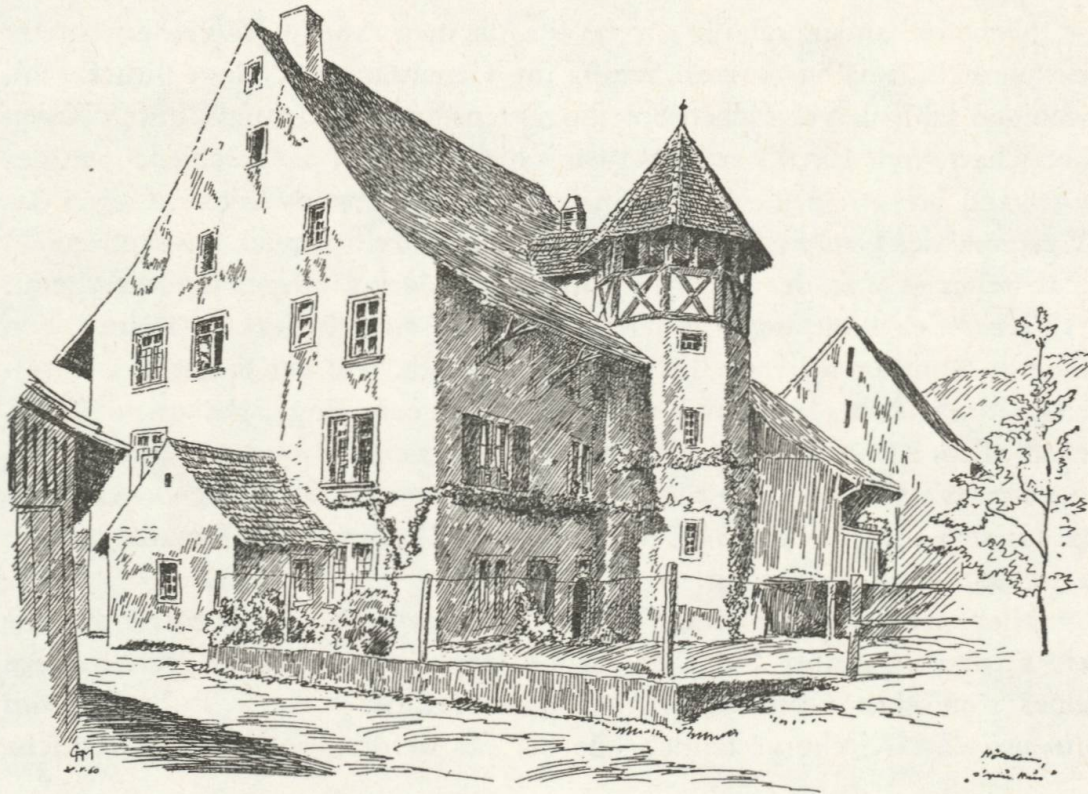
Die gotische Bauweise hat wohl gleichzeitig wie im Nachbartal der hintern Frenke auch im Tal der vorderen Frenke begonnen, vielleicht sogar früher, denn hier führte ja die vielbegangene Straße über den oberen Hauensteinpaß durch. Aber es ist merkwürdig: aus dem 16. Jahrhundert hat sich an bürgerlichen Bauten im Städtchen Waldenburg fast nichts erhalten. Das Pfarrhaus in der nordwestlichen Ecke der Ringmauer war ursprünglich ein Adelssitz und rührt von einer Bauepoche her, die vor die Reformation zurückreicht.

Und was sonst im Tal und im Paßdorf Langenbruck an Häusern vorhanden ist, stammt aus der Spätzeit der Gotik, aus einer Zeit, da andernorts

bereits in barocker Weise gebaut wurde. Gerade der Weg des oberen Hauensteins zeigt uns, daß die hergebrachte gotische Bauweise während Generationen von Handwerksmeister zu Handwerksmeister, vielleicht am direktesten von Vater auf Sohn, übertragen wurde. Auch viele wohlhabende Handwerker ließen sich schöne Heimwesen und Werkstätten errichten. So zeigt im unteren Ortsteil von *Oberdorf* die Eingangstür zu einer Schlosserwerkstatt, daß hier ein kenntnisreicher Steinmetz am Werk war, der die Profile des Gewändes reich zu profilieren und den Sturz mit dem Datum 1581, einem Wappen und pflanzlichen Motiven, die der Renaissance-Ornamentik entnommen sind, zu beleben wußte.

Interessant ist, daß im Dorf *Hölstein*, etwas talabwärts gelegen, eine ähnliche Tür an der Mühle im südlichen Ortsteil, an der Straße gegen Bennwil hin, anzutreffen ist. Die Jahrzahl 1626 zwischen zwei Wappenschildern und einfachen Ornamenten im Türsturz beweist, daß noch 45 Jahre nach dem Schmuckstück an der Schmiede von Oberdorf ein ähnliches in Hölstein geschaffen wurde, wohl schwerlich vom gleichen Meister, aber vielleicht von dessen Sohn. Die Mode wechselte damals bestimmt nicht so rasch, wie sie dies heute tut. Die Kunst blieb sich selber treu und wußte in Einzelheiten genug Abwechslung zu bringen. Merkwürdig ist ja gerade in Hölstein, daß im Nordteil des Dorfes ein völlig gotisch empfundenes Haus seinen wichtigen Platz einnimmt, das mit der Jahrzahl 1671 auf der nun allerdings bereits barocken Inschrifttafel beweist, daß auch jetzt noch an der alten, tief eingewurzelten Bauweise festgehalten wurde. Das sogenannte «Neue Haus» wurde im genannten Jahr von Eusebius Merian und seiner Frau Elisabeth Gysin von Grund auf neugebaut und zwar von Meister Martin Keigel von Liestal, wie das Steinmetzzeichen dartut. Der Letzgenannte scheint an vielen Bauten im Baselbiet beteiligt gewesen zu sein und ihnen den Stempel der spätesten Gotik aufgedrückt zu haben. Höchstens in der Innenausstattung und an der Umrahmung der Inschrifttafel kam die barocke Kunst zum Wort.

Im Gebiet des Oberen Hauensteins sind vier Kirchenbauten, welche um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert entstanden sind, als Beispiele für die ausklingende Gotik von besonderer Bedeutung. Das kommt daher, daß die ausgedehnte Urfparrei Onoldswil bis über die Reformation hinaus mit Bauten und Priestern recht bescheiden versehen war. Die vom fernen Kloster Murbach im Elsaß errichtete Kirche *St. Peter* hatte sich mit einem bescheidenen Umfang begnügt, und in den vielen Außenorten ließ man es mit kleinen Kapellen bewenden, die leider bis auf die von *Titterten* seit dem 16. Jahrhundert verschwunden sind. Als nun aber in den Jahrzehnten nach der Kirchenreform die Bevölkerung im Tal anwuchs, reichten die Räume

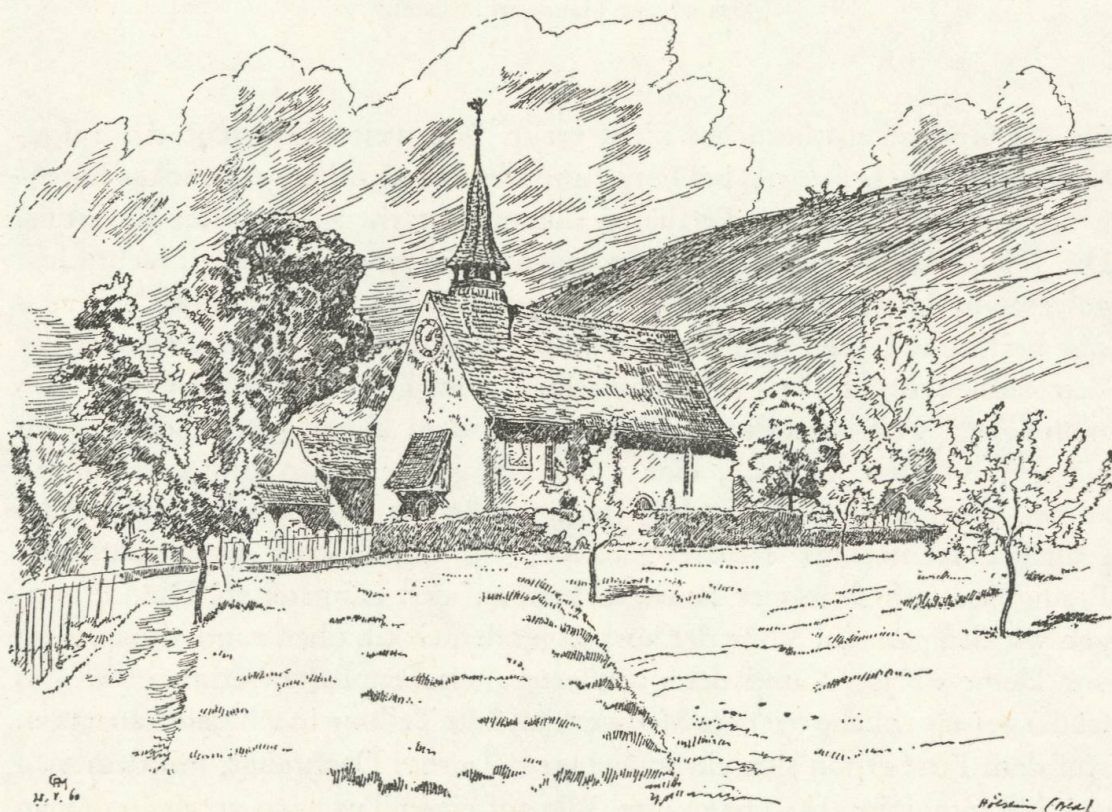


Das «Neue Haus» in Hölstein

für die Gottesdienstbesucher nicht mehr. Wie weit die Kirche des aufgehobenen Klosters *Schöntal* bei Langenbruck noch den Langenbrucker Kirchengenossen für reformierte Predigten diente, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Johanneskapelle an der Straße gegen Bärenwil war jedenfalls recht klein gewesen und verschwand im 16. Jahrhundert. Der Kirchenraum im Schöntal war bestimmt größer und trug sich zur Benutzung an; allein im Laufe der Zeit fanden es die Leute beschwerlich, vom Dorf *Langenbruck* und den zahlreichen weit zerstreuten Höfen, nach dem abgelegenen Schöntal zu pilgern, und der Wunsch, eine günstiger gelegene Gottesdienststätte zu haben, ging schließlich in den Jahren 1589 bis 1591 in Erfüllung. Das schlichte rechteckige Kirchengebäude, ein eigentlicher protestantischer Predigtsaal, erhielt je vier Fensterachsen auf den Längsseiten. Die Öffnungen wurden ganz im Sinne der ausklingenden Gotik oben rundgeschlossen; nur kleine «Nasen» und der profilierte Zwischenposten erinnern an das früher gebräuchliche reichere Maßwerk und die Teilung in schmale Lanzetten. Auf dem First erhob sich ein schlichter hölzerner Dachreiter, mit dem man sich bis zum Jahre 1828 begnügte. Wie auf einen Turm, so verzichtete man in der nachgotischen Zeit auf einen Chor.

Nicht viel anders sah die Kirche aus, die man 1590 in *Hölstein* errichtete: ein verhältnismäßig kurzes Schiff, im Gegensatz zu Langenbruck, mit wenigen schmalen einfachen Spitzbogenfenstern, die ebenfalls durch Nasen bereichert sind. Ein Chor ist ostwärts nicht sichtbar ausgeschieden; in der Ostwand bringt ein gleiches schmales Fenster Licht ins Innere. Gegen das Westende des Dachfirstes hin wurde als schlichter Schmuck des Äußern ein Dachreiter gesetzt, der in seinen Formen wundervoll ausgewogen erscheint. Hölzerne Schallöffnungen unter dem spitzen, ziegelbedeckten Helm lassen die Glockentöne ins enge Tal hinaus erschallen. Auf der Spitze des Türmchens dreht sich über den Knopf der Spitze eine Engelsingestalt im Wind, nach allen Richtungen die Posaune blasend, ein besonders seltenes Bild für eine Wetterfahne. Am rundbogigen Eingang der westlichen Giebelseite findet sich das Datum 1591 als Hinweis, daß damals die Bauarbeiten am Kirchlein ihr Ende fanden.

Nicht viel später erhielt die dritte Kirche im Gebiet der vorderen Frenke ein stark verändertes Aussehen. Schon lange hatte auf den Grundmauern eines römischen Gutshofes am rechten Ufer des kleinen Talbaches von *Bennwil* eine Kirche gestanden, die bis zur Reformation durch Geistliche



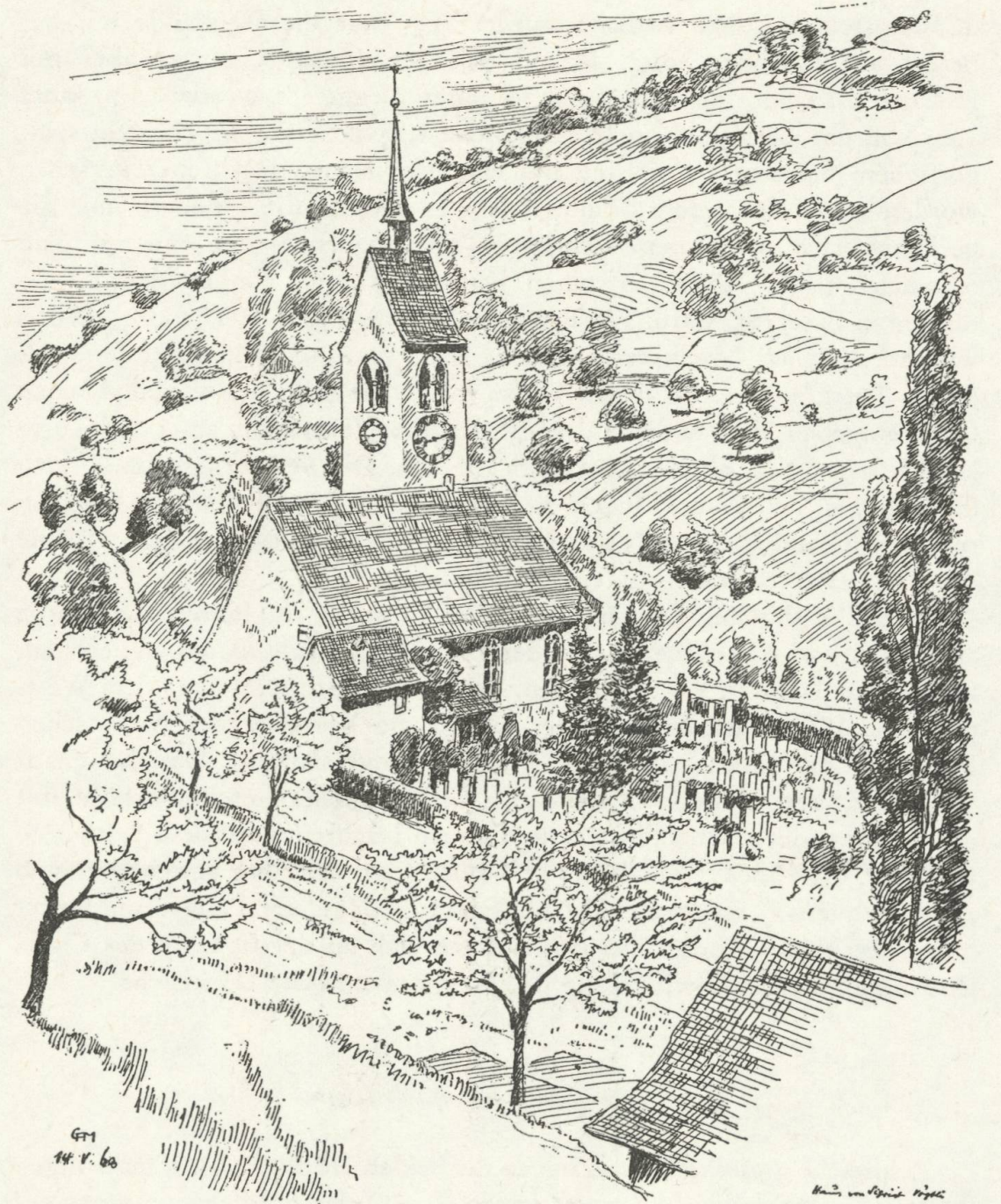
Kirche in Hölstein

des Klosters Schöntal bedient wurde. 1535 war die Gemeinde mit der bereits recht ausgedehnten Pfarrei St. Peter vereinigt, später aber mit Hölstein zu einem eigenen Sprengel zusammengefaßt worden. Im Jahre 1601 soll das alte, wohl noch romanische Kirchlein abgebrochen, in spätgotischem Stil neu erbaut und mit einem einfachen Dachreiter versehen worden sein. Nach einem Brande wurde es jedoch 1617 erneuert und, wie berichtet wird, mit einem richtigen Turm versehen, der nun auf dem Satteldach (oder Käsbissen) einen Dachreiter trug, ähnlich den Kirchtürmen in Basel (St. Martin, St. Peter, St. Leonhard und St. Theodor). Wenn wir nun aber das Mauerwerk genauer betrachten, so stellen wir fest, daß dieser Turm auf merkwürdige Weise in die Südseite neben dem kleinen Chor eingebaut ist; deshalb drängt sich die Vermutung auf, der Turm könnte sogar älter als das heutige Schiff sein. Die Fenster am dreiseitigen Chor und an den Längswänden des Schiffs schließen oben wie in Hölstein rundbogig, sind aber mit Nasen versehen, als wollten sie beweisen, daß sie der Zeit der spätesten Gotik entstammen.

Bereits in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1634, wurde eine bedeutsame Veränderung an der Hauptkirche am Oberen Hauenstein, nämlich an *St. Peter*, vorgenommen. Wie die Inschrifttafel über dem Westportal des Gotteshauses berichtet, waren die Vertreter der baslerischen Behörden mit einer gehörigen Ausgabe einverstanden. Das Langhaus wurde erweitert und erhöht, der Turm um ein ganzes Geschoß erhöht, mit den neuen großen Schallfenstern und einem Dachreiter auf dem Satteldach versehen, die Glocken verändert und verbessert, der Chor erweitert («vmb zwölff Schuech»). Es scheint also, daß die ganze südliche Längswand weiter hinausgeschoben wurde. Deswegen ergab sich an der Ostseite des Chors jene merkwürdige Abwinkelung des Polygons und der Dachfläche.

Im Ergolztal oberhalb von Liestal

Zahlreiche gotische Bauten zeigen die beiden Dörfer Lausen und Itingen in ihren Gassenzügen. In *Lausen*, dessen alter Ortskern in zwei Teile geteilt ist, einen Teil, der sich der Talstraße entlang zieht, und einen, der unterhalb der Böschung parallel dazu das Unterdorf bildet, finden sich an einfachen Häusern einige spätgotische Fenster. Bedeutsamer und für die Blüte der Zeit zeugend ist die «Papiermühle» am östlichen Rande des Unterdorfs. Das Gewerbe des Papiermachens war seit der Zeit des Basler Konzils in den 1430er Jahren in Basel heimisch. Einer dieser Unternehmer, Peter Thüning-Gernler, hatte sich nach 1570 auch das Wasser der Ergolz in Lausen



Kirche St. Peter

zunutze gemacht. Das Geschäft wurde in der Folge von Hieronymus Dürr übernommen, der mit dem Lausener Müller 1582 einen Vertrag über die Wasserentnahme aus dem Mühlenkanal abschloß. Das Unternehmen blühte auf, so daß im Jahre 1620 ein Neubau errichtet werden konnte, wie die

Jahreszahl am Kellertorbogen angibt. Eigentümlich ist, daß an der westlichen Hauptfront des großen Gebäudes der mittlere Teil zurückspringt, aber nur die unteren beiden Stockwerke, während das dritte Geschoß durch eine Hohlkehle wieder vorspringt. In deren unterem Profil zeigen sich Balkenköpfe und die obere Kehle wird durch zwei geschnitzte Löwenfiguren getragen. Die Gewände der großen Fenster sind gotisch profiliert, da und dort zeigen sich Renaissance-Ornamente; lustig ist der sogenannte Papiermann, der im Innern aus dem unteren Anfang der Treppenspindel herausgeschnitzt worden ist, eine Gestalt in der Bart- und Kleidertracht des 17. Jahrhunderts. Eine Rückfassade besitzt das Haus nicht mehr, da gegen Osten quer zum Wohnbau der Fabrikteil angefügt wurde. Die Dächer sind mit zahlreichen Dachluken versehen, weil hier oben das gewonnene Papier getrocknet wurde.

In *Itingen*, das mit seiner Dorfstraße gegen Süden zu den schönsten und besterhaltenen Ortsbildern der Nordwestschweiz zählt, finden sich vor allem an der westlichen Häuserzeile einige gotische Häuser, eines sogar mit stattlichen Reihenfenstern.

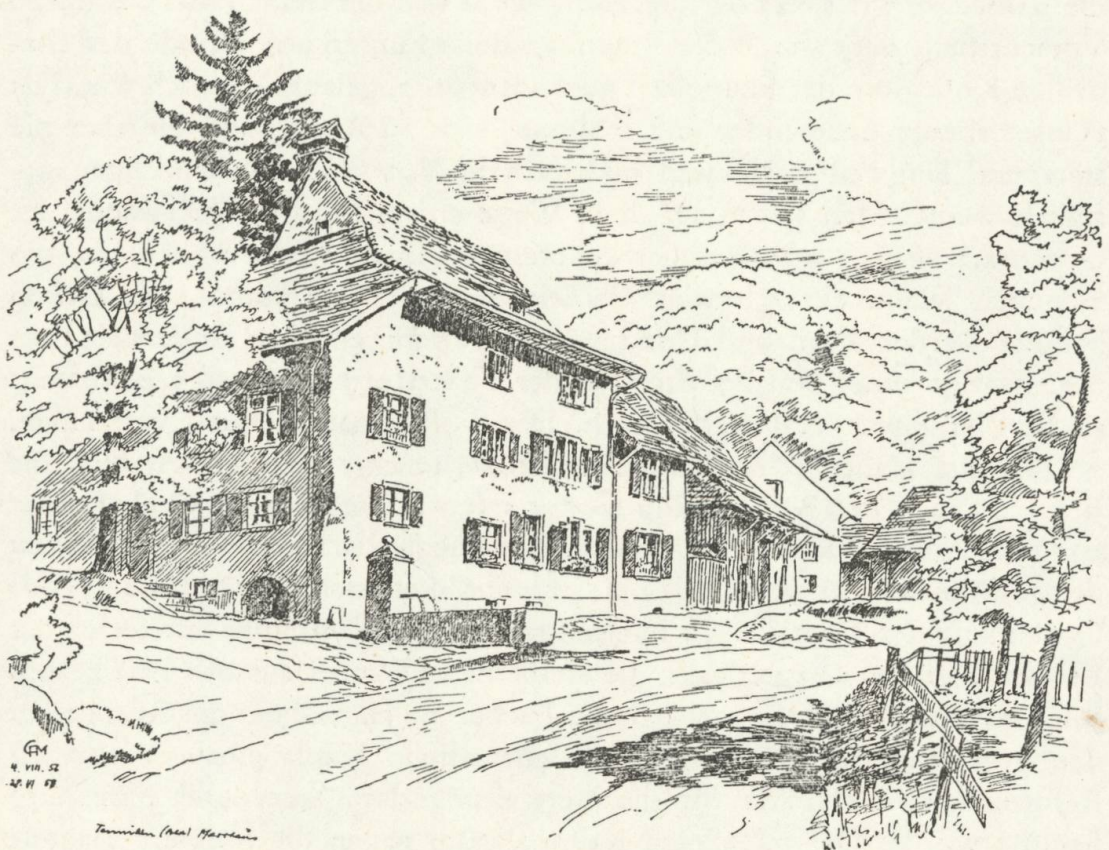
Keine der Ortschaften im Baselbiet zeigt noch heutzutage so deutlich die Bauweise, wie sie in der Gegend – wohl von der Stadt Basel aus durch Vorschriften, oder durch die Praktiken der «Fünferherren», wie das ehemalige Kollegium der Baupolizei genannt wurde, gelenkt – üblich war. Die Häuser stießen aneinander und schlossen sich zu Reihen auf, die aber nie starr und langweilig, sondern malerisch in Vor- und Rücksprüngen gestaffelt waren. Man sparte auf diese Weise einen Teil der Querwände, im Gegensatz zu den schwäbischen Städten mit ihren Fachwerkhäusern, wo zwischen jedem ein schmales Gäßlein verläuft, das kaum zum Gehen benützt werden kann und Unrat und Ungeziefer enthielt. Anders als man beabsichtigt hatte, pfiß bei Bränden der Feuersturm hier, wo die Abwehr so schwierig war, erst recht durch. Das wollte man in Basel vermeiden.

Der alte Hauptort des Sisgaues, *Sissach*, machte selbstverständlich die Blütezeit nach der Reformation so gut mit wie die anderen Orte. Früher zog er sich von Süden nach Norden dem Diegterbach nach abwärts bis zu dessen Mündung in die Ergolz hin; jetzt entfaltete sich der rasch wachsende Ort entlang der Talstraße. Es häuften sich hier, sowohl links wie rechts der Brücke über den Diegterbach, die stattlichsten Bauten aus der Zeit besonderer Baufreudigkeit. So westlich des Baches die Häuser um die Gruppe der heutigen «Bezirksstatthalterei», des ehemaligen Kaplaneihauses vor der Reformation, das später für die Verwaltung der Obervogtei Farnsburg benützt wurde. Der mit einem Krüppelwalm gegen die Straße gerichtete Hauptgiebelbau weist gotisch profilierte Fenster auf, daneben aber auch

schon manches in Barock, wie es im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert üblich war. Daß hier viel für die Ausschmückung der Räume ausgegeben wurde, zeigt die prächtige Balkendecke im dahinter liegenden Nebenbau (Drogerie), welche Malereien aus der Zeit der Spätrenaissance aufweist (1580–1620?); diese sind leider durch die Besitzer wieder verdeckt worden, weil der Raum als Lager verwendet wird. Östlich der Brücke über den Diegterbach soll nur ein Haus, alte Nummer 189, hervorgehoben werden, mit manchen gotischen Fenstern und schönen barocken Laubenbauten auf der Rückseite, die ganz an elsässische Ortsbilder erinnern.

Daß solche spätestgotische Häuser nicht nur auf den großen Marktort Sissach beschränkt blieben, beweist das Nachbardorf am Eingang zum Diegtertal, *Zunzgen*. Hier finden sich vor allem am rechten Ufer des Baches, wo heute der kleinere Ortsteil liegt, recht schöne spätgotische Häuser, vor allem jenes Mühlegasse Nr. 6, das vor wenigen Jahren gut instandgestellt wurde.

Wenn wir nun ins Diegtertal weiter hineinwandern, so finden wir in *Tenniken*, vor allen andern durch seine Stilmerkmale gekennzeichnet, das *Pfarrhaus* unter der hochgelegenen Kirche an die Halde hingelagert. Deut-



Pfarrhaus in Tenniken

lich zeichnen sich an diesem Haus drei Teile ab, von denen der mittlere mit seinem hohen Satteldach über drei spätgotischen Geschossen als der älteste Teil herausgehoben ist. Zwischen den beiden Fenstern, zweiteilig und vierteilig, entdecken wir eine kleine Tafel, auf der eine Inschrift zu lesen ist: «Año 1559 de- 12. Sept. ward d'erst stei do gleit». Wir können daraus ersehen, daß von der mit der Tafel bezeichneten Stelle aus nach der Reformation ein Auf- und Umbau des Pfarrhauses vorgenommen worden ist. An diesen Bau des 16. Jahrhunderts wurden dann nördlich im 18. Jahrhundert und südlich anfangs des 19. Jahrhunderts Anbauten vorgenommen, die der Pfarrfamilie den stetig anwachsenden Raumbedarf sicherten. Im südlichen Teil von Tenniken fällt uns sodann ein stattliches, ebenfalls dreigeschossiges Haus aus der spätgotischen Zeit auf. Es ist das sogenannte «Klösterli», das ein markantes hohes Krüppelwalmdach sein eigen nennt. Im dritten Band des «Bürgerhaus-Werkes» über Basel finden wir eine Ansicht des Hauses, wie es 1931 noch unversehrt aus der Bauzeit erhalten aussah. Es ist ein Jammer, daß seither die gotischen zweiteiligen Fenster größtenteils verschwunden sind.

Im langgestreckten Dorfe *Diegten* ließen sich wohl viele Häuser des 16. Jahrhunderts entdecken, wenn wir genauer darnach sehen wollten. Ins Auge fällt in Nieder-Diegten sogleich das Haus Nr. 98 an der östlichen Straßenseite, an der Nordostecke des regelmäßig angelegten Ortes vom Bach in einem scharfen Bogen umflossen. Typisch ist das Rundbogenportal, mit tiefer Kehle in der Rundung des Gewändes.

In Schloß-Diegten, südlich unterhalb des Kirch- und Burghügels, liegt breitgelagert das *Pfarrhaus*, eines der schönsten im Kanton und ein Beweis besonderer Art dafür, wie lange sich die gotische Bauweise in unseren Gegenden gehalten hat. Unter dem schönen gebrochenen Krüppelwalmdach reihen sich an der Traufseite zur Straße sieben Fensterachsen auf, deren Öffnungen noch mit gotisch profilierten Umrahmungen versehen sind. Des großen Kellersockels wegen wird die in die Mitte der Fassade gesetzte Tür im ersten Wohneschoß über eine seitlich ansteigende Treppe erreicht. Über dem Oberlicht der Tür, das ebenfalls noch gotische Profilierung aufweist, zeigt sich als deutlicher Beweis dafür, daß der oder die Architekten auch den neuen Baustil kannten, eine barocke Inschrifttafel. Sie berichtet: «Anno 1704 / Ist dieses Hauß von grund / auff von der Gnäd. Fr. Abtis / sin von Olsperg Fr. Maria Francisca von Eptingen als / Collatrix durch Hr. Joh. / Rud. Breñer Pfarr alhier / erbawen worden.»

Deutlicher aber noch als die Umrahmung dieser Tafel und deren Jahzahl, zeigt die bemalte Balkendecke im kleinen Saal zur Linken des das Haus teilenden Ganges, daß der Barock trotz vieler gotischer Überbleibsel

am Äußern des Gebäudes als Kunstrichtung durchgebrochen ist. Ein rassiges Rankenwerk belebt die Bretter zwischen den Balken; deren Mitte wird von einem Medaillon betont, in welchem Fruchtekörbe überquellen, auf einem der Mitteltafeln findet sich auch ein Vogel. Die ganze Malweise, die in den Farben sehr schlicht sich ausdrückt und doch großzügig wirkt, ist bereits von einer ähnlichen Stimmung beherrscht, wie wir sie in den Stukkaturen vieler Barock-Kirchen im Schwäbischen genießen können.

Wenn wir schließlich das hinterste Dorf im Diegtertal, nämlich *Eptingen*, aufsuchen, so müssen wir feststellen, daß das 16. und 17. Jahrhundert in dem von den Bergen stark eingeengten Dorf keine baulichen Zeugen hinterlassen haben. Und doch findet sich im Gemeindebann ein Gebäude, das gotische Bauteile aufweist. Es ist das Hofgut *Oberbelchen*, auf 890 m Höhe gelegen, das im mittleren Teil des Wohngebäudes ein gut profiliertes dreiteiliges Fenster aufweist; sein Mittelstück ist überhöht und weist im Sturz das Datum 1649 auf, zum Zeichen, wie spät eben noch solche Werkstücke in gotischem Format geschaffen worden sind. Die Jahreszahl zeigt aber auch, daß von den vielen Gehöften, welche um die Gemeinde Eptingen herum im Gelände verstreut liegen, einige ein ansehnliches Alter besitzen müssen. Wenn der Oberbölchen so alt ist, so läßt sich vermuten, das der Weg an ihm vorbei zum Kilchzimmersattel und hinüber nach dem Kloster Schöntal und Langenbruck immer und immer wieder begangen wurde.

Im Homburgertal

In den kleinen Dörfern *Thürnen* und *Diepflingen* finden wir nur unbedeutende Beweise, daß auch hier einige Häuser der spätgotischen Zeit angehörten, aber dann umgebaut wurden. Möglich ist, daß viele Bauten noch lange aus Holz bestanden und nur einige Giebelmauern zum Schutz gegen Brände in Stein aufgeführt wurden. In *Rümlingen* dagegen stammen manche Bauteile der Kirche aus dem späteren 16. Jahrhundert, ferner das Pfarrhaus aus der noch deutlich gotischen Bauperiode des Jahres 1667. Die Pfarrkirche, seit 1501 selbständig und von Sissach getrennt, wird damals aus einer St. Georg geweihten Kapelle umgebaut und erweitert worden sein. Aber diese Veränderungen wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts stark überdeckt durch neue Bauarbeiten. Jedenfalls ist heute schwer auseinanderzuhalten, was aus der Zeit vor der Reformation, was darnach entstanden ist. Der vieleckig schließende Chor mit seinen spitzbogigen Maßwerkfenstern ist gegenüber dem Langhaus nicht abgesetzt; dieses weist rundbogige Fenster auf, die deutlich die Bauweise der ausklingenden Gotik



3 Spätgotisches Haus in Bubendorf



4 Deckenmalerei im Pfarrhaus von Diegten

bestätigen. In einer Wandnische der Sakristei findet sich die Jahrzahl 1568, am Eingang zur Sakristei das Datum 1572. Der Turm erhielt im Jahre 1626 seine mächtige Gestalt, die gegenüber dem angeschlossenen Dach der Kirche überhoch erscheint; auch die Schallfenster, ähnlich jenen an den Gotteshäusern von Liestal und St. Peter im Waldenburgerthal, wirken in ihren Zwischenpfeilern im Rundbogen viel zu groß. Dagegen wirkt das kleine Türmchen, das am Westteil des Langhauses den Zugang zur Empore vermittelt, direkt zierlich. Daß das Gotteshaus von Rümlingen seit alters in einem von einer Mauer umzogenen Kirchhof lag, ist anzunehmen. Aber so altertümlich auch das Beinhaus in der nordwestlichen Ecke erscheint, so stammt es wohl erst aus dem Jahre 1609, wie die Inschrift neben den Wappen am Strebepfeiler der Nordwestecke beweist. Es könnte damals aber auch eine Erneuerung vorgenommen worden sein. So haben wir wohl im Gesamten eine Anlage aus der spätesten Gotik vor uns.

Das Pfarrhaus von Rümlingen weist auf seine Entstehung in der Übergangszeit vom 17. ins 18. Jahrhundert durch verschiedenartige Fenster hin, teils gotische, teils barocke. Die Verschiedenheit ist auch dadurch bedingt, daß an der Südseite ein jüngerer Bauteil angefügt worden ist.

In den zur Pfarrei Rümlingen gehörigen Filialdörfern finden wir nur einige wenige Bauten, die dem 16. und 17. Jahrhundert angehören, manches blieb bis in das Ende der obrigkeitlichen Zeit des Landvogtes auf der Homburg in Holz erbaut, mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Nur in *Känerkinden* treffen wir an der südlichen Seite der Dorfgasse ein mächtiges Giebelhaus an, das deutlich seinen Ursprung im 17. Jahrhundert hat. Es ist das «Tschan'sche Haus», dessen quer durch den Giebel laufendes Klebdach eine besonders merkwürdige Konstruktion auf geschnitzten Bügen aufweist.

Das Paßdorf *Läufelfingen*, das doch sicher im 16. und 17. Jahrhundert einen gesteigerten Verkehr durch seine ansteigende Dorfstraße erlebte, hat nichts Bauliches mehr aus dieser Zeit in die heutige hinübergerettet. Die Kirche am Hang des Wisenbergs war die große Leistung der Gemeinde, und hier allein treffen wir noch einige gute Wappenscheiben, die nach der Reformation zu den früheren Glasmalereien hinzugekommen sind. Die schönste der Scheiben, sowohl in der Komposition der Allianzwappen wie in den Farben und der Damaszierung der Schilde ist jene, welche der auf Homburg residierende Landvogt Jakob Ottendorf, genannt Rebhuhn, mit seiner Frau Margret Oeuglin im Jahre 1551 in die Kirche zu Läufelfingen gestiftet hat. Sie findet sich heute mit den übrigen Schmuckstücken des Gotteshauses im Basler Historischen Museum, weil menschlicher Unverstand die Veräußerung der zehn Scheiben im Jahre 1878 an Private zuließ.

Zwischen Wisenberg und Farnsburg

In der Kirchgemeinde nördlich des Wisenbergs, deren Gotteshaus in *Kilchberg* von den beiden größern Orten Rünenberg und Zeglingen her aufgesucht wurde, hatten sich merkwürdige Verhältnisse auch über die Reformation hinaus erhalten. Hier war nämlich das ziemlich entfernte St. Martinsstift in Rheinfelden seit dem Jahre 1400 Kollator, d. h. die Chorherren nahmen in den drei Orten am Wisenberg die Zehntgefälle ein, besoldeten daraus den Pfarrer und hielten Kirche und Pfarrhaus imstand. Nach der Änderung des Glaubens erhielt nun der reformierte Prediger seinen Unterhalt von Rheinfelden. Als nun im Jahre 1586 Pfarrer Antonius Weiz ohne Erlaubnis des Stifts das Dach des Pfarrhauses ausbessern ließ, wollten ihm die Chorherren die Stelle kündigen. Auch mit den Nachfolgern im Pfarramt gab es langandauernden Streit. Jedenfalls wehrten sich die Rheinfelder Chorherren stets gegen Ausgaben, vor allem baulicher Art. Daher blieb auch das Aussehen der Kirche lange dasselbe. Das Pfarrhaus war schon lange baufällig. Beide Gebäude wurden erst am Ende des 17. Jahrhunderts instandgestellt und zwar erzwang dies der damalige Pfarrer gegen den Willen des Chorherrenstifts in der vorderösterreichischen Rheinstadt. Die Fenster des Pfarrhauses weisen noch gotische Merkmale auf. Über das Aussehen des Chors der Kirche, der damals auch neu erstellt wurde, wissen wir nichts; denn er wurde mitsamt dem alten Gotteshaus im Jahre 1867 abgebrochen.

In den Dörfern finden sich nur wenige Spuren aus der nachreformatorischen Zeit. Nur wer aufmerksam Haus um Haus ansieht, merkt, daß viele alte Mauern noch vorhanden sind. Das merkwürdigste Haus ist Nr. 18, an der östlichen Seite von Kilchberg. Was zuerst ins Auge fällt, sind die meist aus der Biedermeierzeit stammenden Fassaden und die mit 1857 datierte Tür. Aber wenn wir die südliche Giebelseite besehen, entdecken wir eine rundbogige Kellertür mit dem Datum 1608 und einem eingravierten Baselstab. An der östlichen Traufseite überrascht uns aber unter der großen Laube noch mehr, nämlich eine prächtige Renaissance-Tür, ebenfalls mit 1608 datiert. An der Stelle des Sturzes wurde das Teilstück eines sonst verschwundenen Prachtsportals eingefügt.

Die Dörfer Zeglingen und Rünenberg weisen verschwindend wenig ältere Steinbauten auf. Hier muß erst im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts die althergebrachte Holzbauweise infolge eines gewissen Aufschwungs der Posamenterei aufgegeben worden sein, worauf dann die Häuser im spätbarocken Stil errichtet wurden.

Anders ist es in den Dörfern östlich des Eitales. Da finden sich in den

Dörfern des Kirchspiels Oltingen geradezu auffallend viele Häuser mit spätgotischen Fenstern und sonstigen Merkmalen des 16. und 17. Jahrhunderts. In *Wenslingen* ist das Gasthaus «zum Rössli» an der Hauptstraße (Nr. 70) zu erwähnen. Hier erweist sich der mittlere Teil als aus der spätesten Zeit der Gotik stammend, mit einigen dreiteiligen Fenstern, andere zweiteilig und einfach. Das dreiteilige Fenster des ersten Obergeschosses zeigt im Sturz des überhöhten Mittelteils die Jahrzahl 1742. Sollte der Bau wirklich erst in dieser Zeit entstanden sein oder wurde er damals erneuert? Die Türe hat sogar erst 1767 ihre jetzige Gestalt erhalten. Auch an manchen anderen Häusern zeigen sich in Wenslingen gotische Merkmale; viele stattliche Giebelhäuser können nicht erst aus der Biedermeierzeit stammen, wie sie durch Umbauten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vortäuschen.

Am deutlichsten wohl tritt in *Oltingen* die Blütezeit der späten Gotik zutage. Auf Schritt und Tritt begegnen wir im obersten Dorf an der Ergolz Häusern, die großartige Züge einer reichen und fast kunstsinnig anmutenden Epoche ihr eigen nennen; auch Bauersleute müssen damals zu frohem Bauen angeregt worden sein. Oder war es das Handwerk, das am Paßweg über die Schafmatt damals gut verdiente? Das am meisten in die Augen stechende Gebäude ist außer der Kirche und dem benachbarten Pfarrhaus auf dem Hügel, welch letzteres auch seine spätgotische Herkunft prächtig mit zwei Staffelgiebeln zur Schau trägt, das sogenannte «Große Hus» an der Dorfstraße. Über drei Geschossen sticht ein steiler Giebel mächtig in die Höhe. An diesem zeigt sich neben kleineren Öffnungen im guten Quaderwerk der Wand oben eine halbrunde Öffnung, die sich als Aufzug für die Speicherräume unterm Dach benützen ließ. Wohnteile des Hauses liegen alle an der östlichen Traufseite, so daß an der südlichen Giebelseite nur das rechte Drittel der Wand, unter einem Klebdach und gegen den wuchtigen Eckpfeiler gerückt, zum Wohnen brauchbar ist. Wann das Haus entstanden ist, wem und wozu es einst gedient hat, bleibt ein Rätsel, da uns keine Jahrzahlen aufklären. Man weiß nur, daß es vor 1613 entstanden sein muß; denn damals war es in den Händen von Baschi (Sebastian) und Daniel Gysin. Betrieben diese wie ihre Vorfahren hier eine Art «Sust» oder besaß ein Kloster hier einst einen Hof, in dem es die Einkünfte aus der Nachbarschaft sammelte? Wir wissen es nicht.

Zu oberst im Dorfe, wo der Weg nach der Schafmatt anzusteigen beginnt, liegt das Haus «zur Sandgrube», das uns mit einer rein gotischen Fassade überrascht. Im Erdgeschoß findet sich neben der schönen Eingangstür ein fünfteiliges Fenster, das erste Obergeschoß weist vier zweiteilige Fenster auf. Die gotischen Profile finden sich auch an den kleinen Fenstern unter dem Dachvorsprung. Der wohlabgewogene Bau muß im 17. Jahr-

hundert entstanden sein; vielleicht verdankt er Ulrich Gass, der von Böckten herkam und 1626 in Oltingen als der «neuwe Bur» auftaucht, sein Entstehen. Wie die Inschrift an einem Kreuzstock zeigt, hat der Hafner Martin Marti im Jahre 1711 eine Erneuerung des Hauses vorgenommen.

An der sogenannten «Buregaß», einem der alten Gassenzüge von Oltingen, stoßen wir auf den Gasthof zum «Hirschen», der heute keine Gäste mehr aufnimmt. Aber das Gebäude zeigt allen, die um seinetwillen einen kleinen Umweg wagen, daß es 1699 in einem Gemisch von gotischen und barocken Merkmalen vom Liestaler Hieronymus Imhof erbaut wurde. Der Letztgenannte konnte trotz des Widerspruchs der Dorfgenossen, mit Hilfe des ihm günstig gesinnten Landvogtes auf Farnsburg, hier ein Wirtshaus bauen, das die Schafmattgänger mit Speis und Trank versah.

Es wären noch verschiedene Häuser Oltingens zu nennen, die damals das Ortsbild bereicherten, so die beiden Mühlen, in denen noch alte Teile stecken. Merkwürdig ist, daß in jenen Jahrzehnten manche Häuser Oltingens an den Giebelspitzen mit Gesimsen und Taubenschlägen versehen wurden, wie dies sonst in anderen Dörfern des Baselbiets und Fricktals nirgends mehr zu beobachten ist.

Anwil hat im Gegensatz zum Kirchdorf Oltingen wieder fast keine gotischen Häuser aufzuweisen, möglicherweise aus den gleichen Gründen wie Rünenberg und Zeglingen, da eben auch hier erst im 18. Jahrhundert von der alten Holzbauweise abgegangen wurde.

Wenden wir uns von den hochgelegenen Dörfern nach dem tiefeingeschnittenen Ergolztal hinab, so stoßen wir in *Rothenfluh*, das bis heute ein vortreffliches Ortsbild bietet, auf mehrere schöne Bauten, die deutlich die spätgotische Bauweise des 16. und 17. Jahrhunderts darlegen. Da ist einmal das breitgelagerte Giebelhaus zu Füßen der Kirche, aber noch an hoher Lage am Hang, der sogenannte «Hof», mit dreiteiligen und anderen gotischen Fenstern auf durchgezogenen Gesimsen, im gleichen Stil, sowohl im Mittelfeld, der wohl älter ist, wie im angehängten östlichen Seitenteil. Im Innern trägt eine Fenstersäule das Datum 1558. Nördlich gegenüber an der Gasse, die zum Kirchhof ansteigt, liegt eine interessante Gebäudegruppe, zwei aneinanderstoßende Häuser mit Krüppelwalmgiebeln, die mit ihrem ganzen Gehaben an die gotische Bauweise erinnern, aber – wie das Datum 1778 an zwei Stellen beweist – in barocker Zeit erneuert wurden. Hier oben, neben der Kirche muß die Keimzelle des ganzen Ortes gesucht werden; von hier aus zog sich das Siedlungsgebiet zu den Ufern des Dübachs und erst später dann an jene der nahen Ergolz hinab und hinüber. Am steilen Weg, der von der Vereinigungsstelle der beiden Bäche zum «Hof» hinaufführt, liegt unten an der Ecke des Wegs ein Haus, in dessen breitem Südgiebel

gegen den Bach der Zugang gleich in die höchst altertümliche Küche führt. An der ehemaligen Westwand, die jetzt durch einen Schopfanbau verdeckt ist, findet sich das Datum 1578, in der Mitte der Zahlen durch einen Basestab und ein Steinmetzzeichen unterbrochen. Vieles am Haus ist natürlich später verändert oder hinzugefügt worden.

Das schönste der gotischen Häuser in Rothenfluh ist zweifellos das *Pfarrhaus*. Es nimmt eine wichtige Stelle am untern Dorfe ein; leider hat die um 1900 neugelegte Talstraße den großen Pfarrgarten durchschnitten, vorher sah man vom alten Weg, der weiter südlich an der Halde verlief, hinter dem Garten die prächtige spätgotische Fassade aufsteigen. Im ersten wie im 2. Obergeschoß zeigt sich neben zweiteiligen Fenstern ein vierteiliges, dessen zwei mittlere Teile überhöht sind. An der östlichen Giebelseite, die mit Krüppelwalm schließt, finden sich ebenfalls gotisch profilierte Fenster, an einem davon im 2. Stock können wir das Datum 1564 entdecken. Das ganze Gebäude beweist, mit welcher herrschaftlicher Allüre damals die Wohnungen der Prädikantenfamilien aufgeführt wurden und welche Geltung des Glaubens sie auch auf solche Weise auszudrücken hatten.

Wenn wir nun weiter der Ergolz nach abwärts schreiten, so gelangen wir nach *Ormalingen*, in dem sich wieder weniger ältere Bauten zeigen als im Dorfe oberhalb. Es ist nicht leicht zu sagen, weshalb dies so ist. Spuren von gotischen Bauten finden wir zum Beispiel oben an den Giebeln, wo die Fensterchen oft gotisch profiliert sind. Dann wieder treffen wir, wie in der Mühlegasse, einen mächtigen Torbogen einer Scheune, die – gotisch profiliert – das Datum 1679 aufweist. Sicher in die spätgotische Zeit zurück geht das durch seine Staffelige in die Augen springende Haus neben dem heutigen Schulhaus, dem gegenüber der «Zinggen», die breite gegen den Farnsberg hinziehende Seitengasse, von der Dorfstraße abzweigt.

Nur wenig Abstand von Ormalingen hat der Flecken *Gelterkinden*. Er war seit alters der Hauptort für die hier von mehreren Seiten zusammenlaufenden Täler. Hier haben sich manche Häuser aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg erhalten. An den sternförmig vom Dorfplatz ausstrahlenden Gassen, die, wie schon im ersten Teil der Baselbieter Baugeschichte berichtet, ein städtisches Wesen hätten erhalten sollen, treffen wir da und dort auf Bauten, denen man die spätgotische Ursprungszeit deutlich ansieht. Das schönste Haus aus dem 16. Jahrhundert ist unstreitig jenes an der Schulgasse (Nr. 9), das in seinen drei Geschossen noch je ein dreiteiliges Fenster aufweist. Sonst sind, außer einem zweiteiligen Fenster im Erdgeschoß, die Fenster barock, wohl von einem Anbau und Überholen des alten Teils herrührend. Merkwürdig ist, daß wir auf dem Stichbogensturz der

Eingangstür die Jahrzahl 1547 ablesen können. Im Innern erfreuen sich die Bewohner einer schönen alten Fenstersäule.

Die Mühle in der am Nordrand des Dorfes gelegenen Mühlegasse, ein dreiteiliges Fenster in der Strählgasse, ferner ein Staffelgiebelhaus in der Bohnygasse erinnern deutlich an gotisches Baugehen. Aber sonst ist Gelterkinden weit mehr mit barocken Häusern stattlicher Art gesegnet, so daß wir annehmen können, der spätgotischen Blütezeit sei bald eine des Barocks gefolgt.

Wenn in *Böckten*, dem talabwärts nahe an Gelterkinden gerückten kleinen Dorf, der Gasthof «zum Hirschen» nicht um das Jahr 1900 aufgestockt und sonst verändert worden wäre, besäße auch dieser Ort einen guten spätgotischen Bau mit den üblichen dreiteiligen Fenstern, an der Südseite der Talstraße. Nicht weit davon springt ein Haus in die Straße vor, das sich auf einen kräftigen Eckpfeiler stützt, ein Bauelement, das bestimmt auch der Zeit des 16./17. Jahrhunderts angehört.

Nördlich von Farnsburg und Sissacherfluh

Die drei Dörfer im Baselbiet, deren Bäche sich gegen das Fricktal hinwenden und die heute wie je den Weinbau pflegen, haben sich seit alter Zeit manchen Steinbau bewahrt, dessen Kellerzugänge deutlich genug beweisen, daß man verstand, das Erträgnis der Rebberge gut und kühl aufzubewahren.

Der beste Bau in *Buus* ist das Pfarrhaus. Daß es auch mit Kellerräumlichkeiten ausgestattet wurde, versteht sich von selbst. Denn ein Teil des Priester- und Prädikanten-Lebensunterhalts bestand in Wein, der aus den Zehnteinkünften der Deutschordenskomturei Beuggen ins Buuser Pfarrhaus geliefert wurde.

Die Ordensritter werden nicht sehr erbaut gewesen sein, als der Basler Rat in Buus, Gelterkinden und Wintersingen die Reformation einführte. Hier in Buus besaßen sie seit 1328 den Meierhof mit dem zugehörigen Kirchensatz. Aber sie schickten sich darein, wenigstens anfänglich, trotzdem Basel die Pfarrgemeinde Buus mit jener von Maisprach zusammenlegte, die im Besitz der Stadt war. Da sich im Jahre 1544 das Pfarrhaus in schlechtem Zustand befand, sollte es nun instandgestellt werden. Der Komtur von Beuggen, – d. h. der «Commandeur» der kleinen geistlichen Ritterschar im dortigen Wasserschloß – wollte seinen Teil leisten, begann aber die Arbeiten so lange nicht, daß der Basler Rat drohte, er werde die für Beuggen in Buus fälligen Zehnten solange zurückbehalten, bis die Renovation bezahlt sei. Das half. Wie die Wappentafel unter einem Fenster des 1. Stocks beweist,

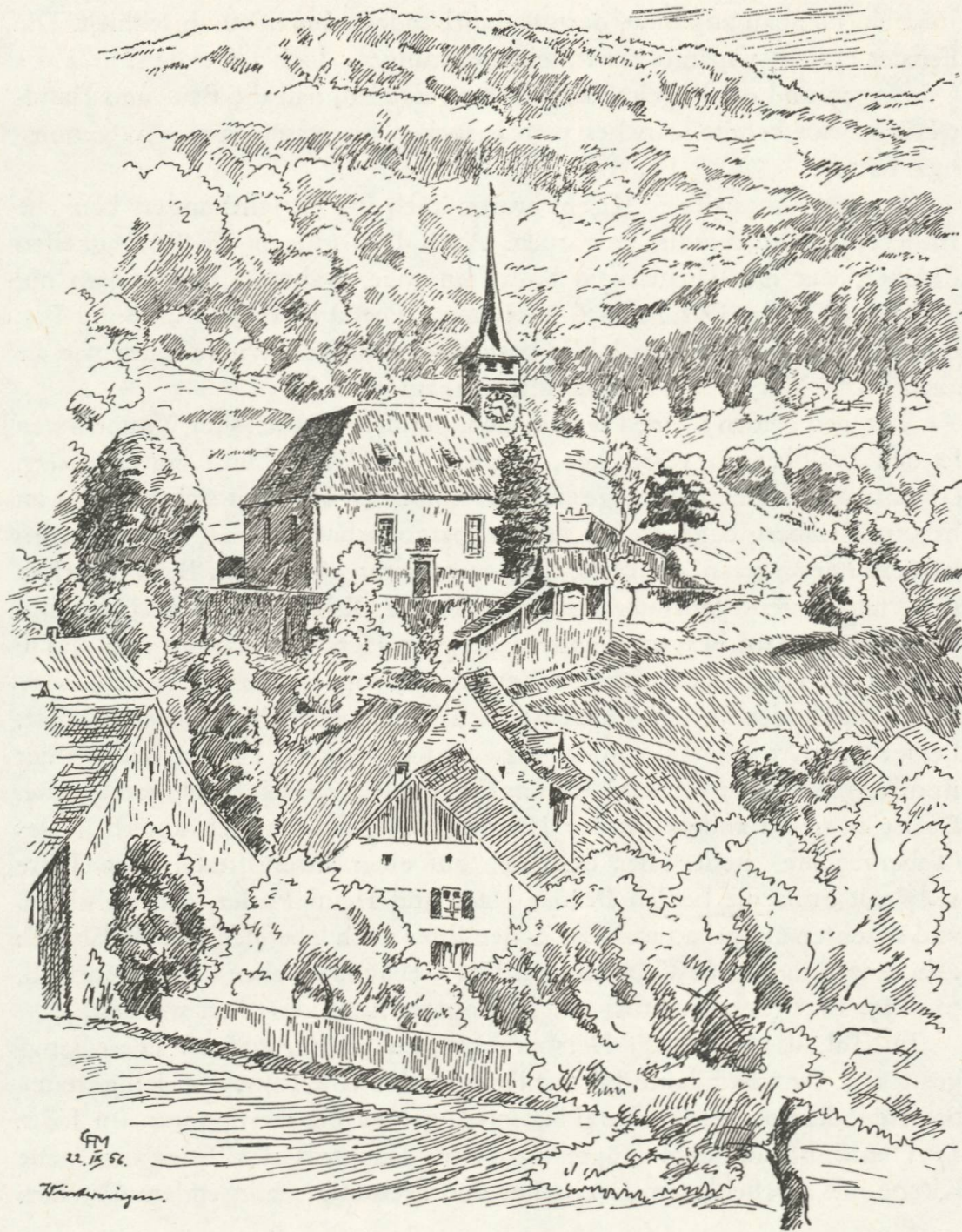
beeilte sich der Komtur Friedrich von Homburg, die Arbeiten bis 1546 zu beenden. Es ist möglich, daß der Raum im Erdgeschoß, in dessen Decke vor kurzem schlichte lineare Zeichnungen zum Vorschein gekommen sind, auf diese Renovation zurückgeht. Vielleicht aber stammen diese Zeichnungen erst aus der Hauserweiterung, die 1621 durchgeführt wurde. An diese erinnert eine zweite Tafel an der Fassade des Pfarrhauses, auf der die erwähnte Jahrzahl neben den Initialen des Hans Conrad von Stein, Ordens Comthur zu Beuggen zu lesen ist. An der Schauseite des Hauses zeigen sich die verschiedensten Arten von Fenstern. Sicher ist, daß der mittlere Teil, der mit zwei- und dreiteiligen gotischen Fenstern versehen ist, in das 16., wenn nicht gar in ein früheres Jahrhundert zurückgeht. In einem der Räume im dritten Geschoß fanden sich Reste einer Deckenmalerei, die der Mitte des 17. Jahrhunderts angehören mögen. Leider hat sich ein Pfarrherr einmal zuviel mit diesen Farben beschäftigt, so daß sie verschwanden.

Das Pfarrhaus von *Maisprach*, das vor der Reformation erbaut worden war, wurde nach der Vereinigung der Gemeinden Maisprach und Buus in ein Bauernhaus umgewandelt. Die Kirche aber blieb bestehen und erlebte anfangs des 18. Jahrhunderts einen fast völligen Neubau, und zwar merkwürdigerweise noch in verspäteten gotischen Formen. Im Jahre 1700 gestatteten die Herren Räte und Deputaten, welche über Kirchen und Schulen gesetzt waren, die Erweiterung und Erhöhung des Kirchenschiffs und elf Jahre später wurden sowohl der Turm wie der Chor von Grund auf neu errichtet, wie die Inschriften im Kircheninnern berichten. Vermutlich ist aber das Maßwerk der Fenster im letzten Jahrhundert erneuert worden, sowohl im Schiff wie im Chor, denn es zeigt in den rundbogig schließenden Fenstern überall den gleichen, wenig kräftig profilierten Vierpaß. Manche der Häuser im Dorf stammen vermutlich aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Im Haus Nr. 43 im Oberdorf findet sich eine charakteristische Tür im Keller mit geflochtenen Balken, in welche die lateinische Zahl MDCXXXVI (1636) eingegraben ist. Jenseits des Baches, an der südlichen Talseite steht die alte malerische Baugruppe der *Mühle*. Der vom Talbach abgeleitete Kanal lief an der südlichen Talseite auf die Mühle zu, weshalb hier auch der Gewerbebau und die Wohnteile stehen, während jenseits einer kleinen Seitengasse sich die Scheunen und Stallungen aufreihen. Der westliche Teil des hohen, unter einem Krüppelwalmdach befindlichen Hauptbaues der Mühle stammt noch aus der spätgotischen Zeit und wurde, wie die Jahreszahl an einer Fenstersäule im Innern des 1. Stockes zeigt, 1637 von Jakob Graf aus einer alten Maispracher Familie erbaut. Einer seiner Nachkommen hat dann 1764 das Haus gegen Osten erweitert und mit einer dreifach

übereinander liegenden Giebellaube versehen. Der Mühlebach führt noch heute in das Haus hinein zum alten Mühlerad.

Im dritten der Baselbieter Dörfer nördlich der Ergolzthal-Wasserscheide, in *Wintersingen*, ist ebenfalls der Weinbau seit jeher zu Hause gewesen. Das zeigt sich an den vielen Häusern mit Kellergeschossen, zu deren Räumen oft eine rundbogige Tür führt. In den Weindörfern hat sich die gotische Bau-tradition besonders lange gehalten. Darum finden wir neben der Eingangstüren auch des öftern Fenster mit gotischen Profilen. Ferner besitzen die Ökonomiebauten große Scheunentore, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen. So weist jenes an der Scheune, die zur Gruppe des «Meierhofs» im Mitteldorf gehört, das Datum 1639 im Scheitel auf. Aber noch mehr als hundert Jahre später wurden diese Rundbogentore wenig anders gestaltet, wie die Jahrzahl 1756 am Ökonomieteil der Liegenschaft Nr. 39 am Seitenweg östlich der unteren Dorfstraße beweist.

Am oberen Ende des langgestreckten Dorfes Wintersingen steht gegenüber dem Kirchhügel das *Pfarrhaus*, das sein heutiges Aussehen der ausklingenden und sich bereits mit dem Barock verbindenden Gotik verdankt. Den Kirchensatz besaß hier wie in Buus und Gelterkinden das Deutschordenshaus Beuggen, das natürlich nicht besonders gerne aus seinen Einkünften einen reformierten Pfarrer besoldete. Der Pflicht, Kirche und Pfarrhaus in gutem Stand zu halten, kam die Komturei am Rhein nur schlecht nach; denn im Frühjahr 1549 mußte Pfarrer Schlamp, der seit Einführung der Reformation hier amtierende Prädikant, den Deputaten melden, daß das Pfarrhaus derart «vnerbuwen vnd in abgang kommen sye», daß er nicht wüßte, wie er noch einen Winter darin verbringen sollte. Die Zehnteinkünfte wurden daraufhin so verteilt, daß der Pfarrer von Wintersingen seine Behausung und dazu den Chor der Kirche selber unterhalten sollte. Das tat den Bauten nicht gut und brachte auch unaufhörlichen Streit mit den Deutschherren. So ist es begreiflich, wenn im Jahre 1597 wieder ein schlimmer baulicher Zustand des Pfarrhauses festgestellt werden mußte, der so unhaltbar war, daß er das Leben der Bewohner gefährdete. Der Komtur zu Beuggen weigerte sich, etwas an die Baukosten zu leisten, weil die Zehnteinkünfte an den Pfarrherrn direkt gingen. Der Basler Rat brachte den Komtur nach langen Verhandlungen endlich dazu, den damaligen Pfarrer Hans Schorndorf zu bewegen, daß er das Pfarrhaus neu erbauen solle, doch nur unter der Bedingung, daß ihm alle Zehnteinkünfte ungeschmälert überlassen würden. Nun wurde ein Neubau errichtet unter Benützung mancher alter Teile, was sich nachteilig auswirkte. Denn um 1640 stand es derart um den Bau, daß das Wasser von der Bergseite durch die Fundamente ins Mauerwerk eingedrungen war und Küche und Stuben



Kirche von Wintersingen

immer aufs neue bei Tag und Nacht vom nassen Element freigeschöpft werden mußten. Das gesamte Holzwerk in Böden, Bühnen, Wänden und Estrich verfaulte immer mehr. Nach weiteren Streitigkeiten zwischen Pfarrherrn, Basler Rat und Deutschordenskomtur kam endlich im Jahre

1662 ein Neubau zustande, der die Jahrhunderte bis heute durchhielt. Die Fenster erhielten spätgotische Steineinfassungen, doch zeigt die Größe der Öffnungen und die Regelmäßigkeit der Fassaden, daß die Bau- und Handwerksmeister bereits manches vom barocken Bauwesen in sich aufgenommen hatten.

An der Wintersinger Kirche waren auch im 17. Jahrhundert bauliche Änderungen notwendig geworden. Auch hier gingen die Streitigkeiten darüber, wer die Bauauslagen bestreiten sollte, während Jahrzehnten hin und her. Wie das Datum 1676 über einem Portal beweist, wurde der Bau damals endlich fertiggestellt. Er besitzt seitdem jene Winkelform, wie sie auch bei St. Margarethen in Binningen anzutreffen ist.

Von den beiden kleinen Gemeinden, die sich westlich von Wintersingen in den Waldbergen verstecken, nämlich von *Nußhof* und von *Hersberg*, scheint die erstere noch lange nur mit hölzernen Häusern sich begnügt zu haben; Hersberg dagegen hat sich in spätgotischer Zeit mit einigen Steinhäusern hervorgetan, die heute noch zur Geltung kommen. Beide Örtchen gehörten während Jahrhunderten dem Kloster Olsberg im Fricktal und sind aus je einem Hof hervorgegangen; der von Hersberg war bis zum Jahre 1589 in der Hand eines einzigen Trägers. Im sogenannten «Olsbergerhof» am Ostrande des kleinen Ortes ist noch heute sein hoher Giebel sichtbar. Leider finden wir an keinem der drei- und vierteiligen Fenster oder an der Rundbogentür eine Jahrzahl, die uns die Entstehungszeit bestätigen könnte. Da ist es schon anders bei der Häusergruppe, die westlich unterhalb des Olsbergerhofes steht. Hier berichten auf einer Inschrifttafel vom Jahre 1687 mit Stolz die beiden Brüder Hans und Heini Furler, daß sie «hauß vnd scheuren außgebauwen» zu Zeiten ihrer noch lebenden Mutter Elsbeth geborene Imhof von Wintersingen. Das Gebäude ist aber leider mehrfach, so 1839, 1841 (Scheunentor) und in jüngerer Zeit, verändert worden.

Im Tal, das unterhalb Hersberg beginnt, liegt Arisdorf. Diese langgestreckte Ortschaft hatte bis zur Reformation eine Kapelle «Heiligkreuz» besessen, die von der Ursfarrei Kaiser-Augst betreut worden war. Im Jahre 1595 entstand auf dem Hügel über dem Hauptort des Tales eine neue Kirche mit bescheidenem Dachreiter und dreiseitig schließendem Ostchor.

IV. Ausklingende Gotik in der Umgebung der Stadt

Die seit Anfang des 16. Jahrhunderts aufblühende Stadt gab nach der Reformation auch der nichtadeligen Bürgerschaft – und gerade ihr vor allem durch das siegreiche Zunftwesen – die Möglichkeit, sich in kleineren